

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 232.

Mittwoch, 5. Oktober

1927.

(31. Fortsetzung.)

Das grüne Monotel.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Guido Kreuer.

Der Unterstaatssekretär Dr. Heinsius legte das Zeitungsblatt auf den Schreibtisch zurück und sah durch die Fenster seines spartanisch nüchternen Arbeitszimmers im Auswärtigen Amt auf die Wilhelmstraße hinaus, über der goldener Mittagsglast der Septembersonne hing.

Frank McCormicks Ende!

Jene Unterredung glitt ihm durch den Sinn, die er mit ebendemselben Manne vor vier Nächten hier in diesem Zimmer gehabt.

Damals erst ein kaltblütiger Hochstapler — acht- undvierzig Stunden später schon ein Mörder — heute nur ein Loter.

Wie erbarmungslos schnell die rächende Nemesis arbeitete!

Ein Loter, der manches Geheimnis mit in eine andere Welt hinübergenommen.

Denn ihn selbst hatte das Schicksal zwar ereilt, das authentische Aktenstück aber blieb nach wie vor unauffindbar.

Gewiß — es entsprach einer langen und bewährten Gewohnheit, daß zum Schutz gegen unbefugte Einsichtnahme und zur Irreführung etwaiger Spione von jedem tatsächlichen Aktenstück eine absichtlich unzutreffende und falsche Kopie hergestellt wurde, die späterhin, wenn die Angelegenheit erledigt war, der Vernichtung anheimfiel. Der Ursprung dieser Vorkehrungsmaßregel ließ sich nicht mehr feststellen; jedenfalls lag er lange zurück, möchte in der Zeit der verschlagensten Kabinetts- und Geheimpolitik irgendwo am Wiener Hofe oder in den Tuilerien aufgefunden und dann auch von einzelnen anderen europäischen Mächten übernommen worden sein.

Auch in diesem Falle hatte das Verfahren sich glänzend bewährt und schweren Schaden vom Deutschen Reiche abgewendet. Jene irreführende Kopie lag jetzt bei der Gerichtsbehörde, die vorläufig Frank McCormicks Effekten mit Beschlagnahme belegt hatte.

Wo aber war das Original?

Auch John Kerridge hatte ratlos die Akteuren gequält, als er vor einer Stunde drüben im Sessel dem Staatswirtschaftskommissar Bericht über die Vorfälle der letzten Nacht erstattete.

„Es gibt nur eine einzige Lösung, Excellenz: die Braut des Botschaftsrats von Traß hat sie an sich genommen und ist mit ihr geflüchtet! Wo sie sich gegenwärtig befindet, und was sie nun, da ihr Komplize tot ist, tun wird — jede Vermutung darüber hängt in der Luft.“

Nein — das freiwillige Ende Frank McCormicks hatte keine Klärung gebracht.

Auch die Unterredung, die der Unterstaatssekretär gleichfalls heute vormittag mit dem Vertreter des in London weilenden Fürsten Umaroff gehabt, war ziemlich ergebnislos verlaufen.

Selbstverständlich — man konnte die seit fast Wochenfrist unterbrochenen Verhandlungen über den deutsch-georgischen Abvertrag nun erneut aufnehmen. Dazu jedoch bedurfte es naturgemäß einer völligen Rekonstruk-

tion des verschwundenen Aktenstückes, die einer Neuanfertigung gleichkam und mit ihren Statistiken, Tabellen, Berechnungen, Gutachten sowie dem abermaligen Hin- und Herlauf durch sämtliche Instanzen Wochen über Wochen dauern würde. In diesem Jahre war dann an einen Vertragsschluß nicht mehr zu denken. Und ob in der Zwischenzeit nicht irgendwelche anderen Interessen und Interessenten einen Keil in die Verhandlungen trieben, um sie schließlich vielleicht völlig zum Scheitern zu bringen — wer wollte das voraussehen?

Die glückliche Durchführung außenpolitischer Wirtschaftsverhandlungen hängt ja stets von so vielen Imponderabilien und Voraussetzungen ab!

Zimmerhin — ein paar Tage und bis zur Rückkehr des Fürsten Umaroff aus London konnte man den ganzen Fall ja noch in der Schwebe lassen. —

Um die müden Lippen des alten Herrn irrte mutloses Zuden.

Ein paar Tage!

Auch sie würden nutzlos verstreichen — und dann stand man vor der Entscheidung, ob man überhaupt verzichtete oder neue Verhandlungen mit Tiflis anbahnte oder Lärm schlug, die Behörden alarmierte und eine Treibjagd auf die flüchtige Christa Barell eröffnete, mit allen fatalen Begleitererscheinungen: Aufrufen, Stachbriefern, Pressekampagne, offiziellen Communiqués, hämischen Kommentaren des Auslandes, Parlamentsdebatten, Regierungsinterpellationen, nervösen Kabinettsitzungen.

Ein Caput! Ein Standal, der einem schon jetzt in den Ohren gellte!

Ganz still und ein wenig zusammengesunken saß der alte Herr in dem hohen Lehnstuhl am Schreibtisch. Die Sonne spielte mit seinem weißen Haar. Und er dachte resigniert:

„Schade um dich, du liebes, blondes Mädchen mit dem frohen Lachen und den strahlenden Augen! Was ist mir das Herz immer weit geworden in herzlicher Altersfreude, wenn ich deine blühende Jugend sah! Und nun hast du deinen Verlobten verraten und bereitest der ehrenhaften Laufbahn meiner zweiundsiebzig Jahre solches Ende!“

Klopfen an der Tür riß ihn aus seinen Gedanken.

Ein Akkondienant überbrachte einen Brief.

„Durch einen Messenger-Boy soeben abgegeben, Excellenz.“

„Danke“, sagte der Unterstaatssekretär und warf einen Blick auf die Handschrift der Adresse. Unbekannt.

Als er wieder allein war, öffnete er den versiegelten Umschlag und zog einen umfangreichen Brief hervor.

„Inez Rionn“, lautete die Unterschrift. „— in tiefer Dankbarkeit Ihre Inez Rionn.“

Mit verwundertem Kopfschütteln lehnte er sich in seinen Sessel zurück und entfaltete die Blätter:

„Excellenz,

soeben las ich die Nachricht von dem Selbstmorde Frank McCormicks. Sie gibt mir den letzten Anstoß, einen

Wunsch zu verwirklichen, der mich seit dieser Nacht quält: Ihnen zu beichten!

Vor zwei Stunden habe ich meinen Vertrag mit dem Estorial-Theater auf gutlichem Wege gelöst und durch ein Bureau meine Wohnung zum Verkauf gestellt. Meine Koffer sind schon seit dem Morgengrauen gepackt. Wenn Sie diesen Brief in Händen halten, trägt mich der Zug bereits fort von Berlin. Nach langen Jahren erst, vielleicht niemals mehr, werde ich hierher zurückkehren. Was ich vorher noch an Sie zu schreiben habe, ist der Abschied von einer Stadt, in der ich sehr glücklich und sehr unglücklich war.

Lassen Sie mich in schlichten Worten ohne Beschönigung Zusammenhänge aufdecken, die Ihnen mancherlei Erklärungen geben dürften:

Als ich mit siebzehn Jahren die erste Lyzeumsklasse besuchte, verlor ich durch einen Unglücksfall beide Eltern. Mein Vater hat stets schwer mit dem Leben zu kämpfen gehabt. Nun blieb ich verwaist und mittellos zurück. Ein mir von Gerichtsseite bestellter Vormund überließ mich gleichgültig meinem Schicksal. Ich ging zur Bühne, weil berufene Beurteiler immer wieder versicherten, daß Stimme und darstellerisches Talent mir eine Zukunft verhießen. Borerst allerdings schien sie noch in weiter Ferne zu liegen. Mit der tarismäßigen Gage einer Choristin und gelegentlichen Nebeneinnahmen als Filmkomparsin schlug ich mich armselig genug durch. Ein Begehieren von der Hand in den Mund. Die banale Alltagstragödie hinter den Kulissen, die nichts von Romantik und heimlichem Heroismus an sich hat. Allenfalls, daß hin und wieder eine winzige Charginrolle mich für kurze Zeit aus dem Dunkel der unbekannten Masse heraus hob, in das ich dann immer wieder zurück sank. So vergingen zwei Jahre, in denen ich allmählich meine einstigen Zukunftshoffnungen Stück um Stück begrub. Ich glaubte, mein Schicksal zu kennen als dasjenige vieler meiner Kolleginnen: irgendwann mal die Zufallschance einer Heirat mit einem bescheidenen Angestellten oder kleinen Subalternbeamten. Dagegen wehrte sich alles in mir. Ich war wohl zu jung und von meinem wirklichen Können zu sehr überzeugt, um mich schon endgültig mit solchem Los abzufinden.

Gerade in dieser Zeit schwerster seelischer Anfechtungen lernte ich einen Mister Sherwood kennen — jenen John Sherwood, der jetzt als Frank McCornia gestorben ist. Doch seine wahre Persönlichkeit ahnte ich natürlich nicht. Ich hielt ihn für einen New Yorker business man, der aus beruflichen Gründen häufig in Europa weilte. Nun nahm er sich meiner an, brachte mich in menschenwürdige Lebensverhältnisse, ließ mir von erlesenen Lehrern gefanglichen und dramatischen Unterricht erteilen und öffnete mir den Weg zur Höhe. Er war brutal und rücksichtslos, mitunter auch von bezwingend weltmännischer Liebenswürdigkeit. Oft blieb er monatelang anwesend, um dann wieder spurlos zu verschwinden. Ich galt ihm als Frau nichts. Seine Hilfe war nichts weiter als der Ausfluß einer Laune. Er gehörte zu jener Kategorie von Männern, die für jeden Abschnitt ihres Lebens irgendeine Frau als Spielzeug und Zeitvertreib brauchten. Augenblicklich war eben ich es. Doch was fragte ich danach? Er hatte mich aus der dumpfen Enge meiner hoffnungslosen Existenz ins Freie und auf eine Bahn geführt, die in steilem Anstieg zu herrlichen Gipfeln führen mußte. Dafür war ich ihm ergeben in Dankbarkeit und mit der Treue eines Hundes. Was er von mir verlangte — ich hätte es ohne Besinnen getan. Und eines Tages — schon zu jener Zeit, als ich meine ersten Solorollen spielte und beglückende Anfangserfolge verzeichnen durfte — gab er mir die Möglichkeit, diese meine Dankeschuld abzutragen: Er legte mir ein längliches Papier vor und befahl mir, einen Namen, der nicht mein eigener war, in bestimmter Form an eine bestimmte Stelle zu schreiben. Ich begriff nicht, welchen Sinn das haben sollte, doch ich gehorchte ohne Zaudern. Auch späterhin — und er legte mir noch wiederholt derartige Papiere vor — tat ich ihm seinen Willen, obwohl die Namen, welche ich zu schreiben hatte, häufig wechselten. Die letzte derartige Unterschrift leistete ich ihm vor Jahresfrist, als

ich mich finanziell längst von ihm unabhängig gemacht hatte und mein Können schon weit über die Grenzen Deutschlands hinaus Anerkennung fand.

Seitdem blieb John Sherwood verschwunden, bis er vor zehn Tagen unvermutet in Berlin wieder auftauchte. Damit begann das Vorspiel jener Katastrophe, die heute nacht mit seinem Selbstmord ein Ende gefunden hat.

(Fortsetzung folgt.)

Cäsar unter den Räubern.

Historische Skizze von Alfred Gernat (Wien).

Moriendum est: sterben sollt Ihr!" Mit der größten Gemütsruhe sprach Cäsar es aus; ohne Haß und Groll. Nur erschien es ihm als eine Notwendigkeit. Denn erstens waren es Seeräuber — und sie hatten es in der letzten Zeit gar zu arg getrieben —, zweitens stand seine Laufbahn auf dem Spiel; da er für ihre Unschädlichmachung gebürgt hatte, durfte er sie jetzt nicht schonen. Überdies hatten sie ihm acht- unddreißig Tage seiner kostbaren Zeit geraubt und darum allein schon den Tod verdient. Und was ihn am meisten ärgerte: seine Reise nach Rhodos in die Rhetorenschule mußte nun vorläufig unterbleiben.

Auf der Fahrt dahin nämlich hatte sich die Begebenheit ereignet. Die Galeere, auf der er fuhr, war nur schwach bemannt, und so hatten die Seeräuber leichtes Spiel; die Römer mußten sich den Piraten ohne Kampf ergeben und wurden in einen Schlupfwinkel geschleppt.

Cäsar mußte unwillkürlich selbstgefällig lächeln, als er das ganze Erlebnis nochmals vor seinem Auge vorüberziehen ließ. Wahrhaftig, er hatte seine Sache gut gemacht.

Raum nämlich hatten die Piraten seine hohe und hagere Gestalt mit den scharf geschnittenen Zügen und den funkelnden Augen im blassen Gesicht sowie sein wohlgepflegtes Äußeres bemerkt, als sie auch schon einen guten Fang in ihm witterten, von dem sie sich mehr als das gewöhnliche Lösegeld versprachen. Cäsar lag es fern, sie darin zu enttäuschen. Im Gegenteil: als sie ihm die Freiheit gegen eine Prämie von zwanzig Talenten zusicherten, lachte er erst heil auf; dann fuhr er sie barsch an: „Wen sie denn vor sich zu haben glauben!“ Gebieterisch verbat er sich für die Zukunft solche Beleidigungen: er sei fünfstig Talente wert! Das machte auf die Piraten gar gewaltigen Eindruck. Der Hauptmann verbeugte sich vor ihm und äußerte, es wäre ihm eine Ehre, einen so vornehmen Gast bis zum Eintreffen des Lösegeldes bewirten zu dürfen. Dann bat er Cäsar, voran zu schreiten. Dieser jedoch verlangte herrlich nach einer Sänfte. Als man diese gebracht hatte, halfen sie ihm beim Einsteigen mit der größten Dienstbefähigkeit.

Auch sonst erwiesen sie ihm jede nur mögliche Ehrerbietung. Da er ihnen zu verstehen gegeben hatte, daß es ihm auf ein besonderes Geschenk für jeden von ihnen nicht ankomme, überboten sich alle in Unterwürfigkeit. Zuletzt hatte er sie durch sein Wesen und die verschwenderischen Zusagen so eingeschüchtern, daß sie sich nicht einmal mehr zu räuspern wagten, während er schlief.

Nicht immer aber spielte er den herrlichen Gebieter. Zwar peinigte er seine Hüter, so viel er nur konnte; doch trieb er auch seinen Scherz mit ihnen, freilich mehr zu seiner eigenen Ergötzung. Besondere Freude machte es ihm, wenn er sie in Verlegenheit bringen konnte; er sprach ihnen griechische Verse vor, von denen er vorgab, daß sie seine eigenen wären, und als sie diese darum über alle Maßen lobten, nannte er sie ungebildetes und geschmackloses Pack.

So ging es eine Weile, bis alle schon ganz verzweifelt waren. Nur Cäsar nicht. Zwar war das Lösegeld noch immer nicht eingetroffen. Cäsar wußte ananas überhaupt nicht, wo er es hernehmen sollte; denn sein ganzer Reichtum bestand in — Schulden. Doch kurz entschlossen hatte er Crassus — dem er schon schwer verschuldet war — verständigen lassen und um die Vorstreckung des Lösegeldes gebeten. Mehr Zeit als billig war darüber verstrichen. Was tun, wenn er ihn sitzen ließ? Er wußte ganz gut, daß es dann um ihn geschehen war. So ausgeschlossen schien das nicht, denn sein Kredit hatte in letzter Zeit bedenklich nachgelassen, und auf ein einträgliches Staatsamt durfte er angesichts seiner Unbeliebtheit beim Senat nicht hoffen. So konnte ihm sein gefährliches Spiel teuer zu stehen kommen.

Keineswegs aber fiel Cäsar deswegen aus seiner Berenrolle. Eben die Gefahr, in die er sich dadurch versetzte, rege alle seine Geister an, und so kam ihm schließlich ein köstlicher Gedanke. Nicht etwa, daß er den Piraten das Lösegeld vorenthalten wollte; sie sollten alle im Golde wühlen. Aber eine Überraschung wollte er ihnen bereiten.

Er trat also vor die Piraten, deren Hauptmann schon etwas ungeduldig geworden war, mit einem in Geheimschrift abgefaßten Brief, der alle nötigen Aufklärungen und

Weisungen für Crassus enthielt. Selbstverständlich hatte Cäsar dafür gesorgt, daß dieser Brief sich ganz harmlos anhörte, und er verlas ihn Wort für Wort, um die Piraten von dessen Ungefährlichkeit zu überzeugen. Dann verlangte er dessen sofortige Beförderung nach Rom mit der Begründung, daß er mit der Behandlung nicht zufrieden sei. Denn er wollte seine Rolle bis zuletzt durchführen. Darum leistete er sich noch einen besonderen Streich. Als man nämlich seinen Leihsklaven mit dem Briefe waschen wollte, verwehrte er sich dagegen und bestand darauf, daß man einen der Piraten mit dem Auftrag betraue.

Ahnungslos ging der Piratenhauptmann auf den Bor-schlag ein, dessen Ironie er gar nicht verspürte. Denn es war ihm sehr um die fünfzig Talente und die Sonderbelohnung zu tun. Abzulegen gelang es Cäsar, nicht nur ihn, sondern auch seine Kumpane wieder zu gewinnen, indem er ihnen versprach, vor der Abfahrt ein Festgelage zu geben. Alles Nötige dafür hatte er in dem Schreiben an Crassus bestellt. So wurde denn einer der Burschen mit dem Brief nach Rom gesandt.

Cäsar aber freute sich schon auf das Gefangen seines Planes. Die ganze Zeit über erwies er sich als sehr gnädig, so daß die Piraten vor Unterwürfigkeit zerfloßen.

Nach einigen Tagen wurde von ferne ein großes Schiff gesichtet, und bald stellte sich heraus, daß es eine der Privat-galeeren Crassus' war.

Als nun zum Überflusse noch der abgesandte Pirat er-schien und versicherte, daß nicht nur alles in Ordnung, son-bern das Schiff auch voll der köstlichsten Lederbissen, Sklavinnen und Fässer des besten Weines sei — von dem er selber schon des öfteren gekostet habe — da war das an-fängliche Mißtrauen verschwunden und die Freude groß; die Cäsars am meisten. Nun war ihnen der junge, sechsund-zwanzigjährige Fürst zum Gotte geworden, und als der Hauptmann die fünfzig Talente und jeder seiner Kumpane sein Geschenk erhalten hatten, trugen sie ihn jubelnd hin-ter das Schiff. Als sie aber daran gehen wollten, die kostbare Ladung des Schiffes zu löschen, gebot Cäsar Ein-halt und sagte mit gnädiger Verablassung und Humor — Eigenschaften, die er in letzter Zeit nicht umsonst geielet hatte —: „Wozu sich die Arbeit machen? Wir feiern vorher ein Fest auf dem Schiff; und erst dann, wenn ihr alle ge-stärkt seid, beginnt mit der Löschung.“ Das leuchtete allen ein, und so zog die ganze Bande auf Ded.

Nun begann die Festlichkeit. Cäsar selbst sorgte höchst-persönlich dafür, daß nicht nur jeder der Piraten eine schöne Sklavin erhielt, sondern auch im Trinken nicht zu kurz kam.

Endlich brach die Nacht herein, und bald hatte er sie alle da, wo er sie haben wollte; er verfuhr mit ihnen genau so, wie er Crassus aufgetragen hatte, mit dem Boten zu verfahren, damit man mit den Köstlichkeiten auch unbemerkt eine Schar handfester und bewährter Soldaten von Crassus' Gnaden einschiffen konnte: sie waren bald alle todmüde und betrunken. Nicht lange dauerte es, da lagen sie sämtlich unter den Tischen. Als sie erwachten, waren sie auf hoher See und — gefesselt. Kampf und Blutvergießen hatte es dabei nicht gegeben.

So brachte Cäsar die ganze Piratenbande ohne Schwert-streich im Triumph nach Rom. Und nicht nur nahm er ihnen die fünfzig Talente und die Geschenke wieder ab, sondern es blieb ihm auch von der Beute, die er den Piraten abjagte, noch reichlich genug, um für eine Zeit davon leben zu können, ohne Schulden zu machen, selbst nachdem er seine Helfershelfer mit fürstlichen Belohnungen entlassen hatte. Sogar der Senat blickte etwas gnädiger auf ihn.

Auch den zum Kreuzestode verurteilten Piraten konnte er noch als Anerkennung für die gute Behandlung eine Guld erwirken: man erwies ihnen die Gnade, sie vor dem schmerzhaften Kreuzigen zu töten. Aber: „moriondum est“. Da konnte und wollte er nicht helfen. Denn seine Laufbahn stand auf dem Spiel.

Die Rache des Malers Jan Joest van Kalkar.

Stimme von Franziska Rademacher (Düren).

Weich und warm sind die Farben Jan Joests van Kalkar. Sie umschmeicheln die ersten Gestalten seiner Bilder und vertiefen deren Leben.

Fleißig ist Jan seit dem frühen Morgen bei der Arbeit. Seine Augen prüfen von der Freude begnadeten Schaffens; die schmalen Wangen erglühen im Eifer. Zart und tröpfend fährt der Pinsel über das schmerzgeprägte heillose Antlitz auf der Ecce homo = Tafel.

Aufatmend steht dann der Künstler — seine Züge er-leichtern sich. Aber alsbald taucht er den Pinsel wieder ein, in medischer Lust fliegt er — es war noch Raum für eine Figur auf der Tafel.

Zum Mittag steigt die Sonne. Flimmernde Bälle fällt sogar durch das Nordfenster der Werkstatt. Da wirkt der Maler den Pinsel hin und lächelt in seiner Schalltheit: Drei-mal ist Jan Joest hier im Raum! Einmal klebt er die Farben; ein zweites Mal schaut er aus dem Spiegel dort; und der dritte Jan — ja, der steht nun leibhaftig, vom Spiegelbild absonderlich, auf der Gemäldetafel.

„Ich bin's“, spricht Jan vergnügt, „haben mich die Kalkarer aus meinem geliebten Harlem gekostet, daß ich ihrem Niklas Flügel an den Hochaltar seiner Kirche male, so sollen sie mich nun ewig bei sich haben.“

Und er schaut sich an und wundert sich, daß er es ist: das schmale, fast zu lange Gesicht, das hell auf die Schultern niederwallende Haar, die schlante Gestalt — so steht er und blickt aus dunkelblauen Augen vom Bild! Und so wird er künftig vom Altare Salvatoris in die Kirche schauen, auf die Menschen, unter denen er als mutwilliger Bub im Schatten von St. Nikolai aufgewachsen ist.

Zurücktretend betrachtet der Künstler prüfend das ganze Gemälde. Zu bedeutungsvollem Schaffen weilt er in der Heimat, berufen, die große geschnittene Passion des Meisters Roedewich mit würdig bemalten Flügeln zu schütten. Nun hat er sich selbst in die Ecce homo = Tafel gebannt, in das tiefste Bild! Wie er da als seiner junger Patriarch ab-seits steht, im vornehmen, mit weikem Vels gefüllten Samtgewande, auf dem Haupte ein rotes Barett, könnte er der reiche Jüngling des Evangeliums sein, der seine Güte der Jüngerschaft des Herrn vorzog.

Der reiche Jüngling! — Wieder kommt im Ernst der Schall über Jan. Wo sind seine Güter? Haha — ein Künstler schwimmt nicht im Überflusse! Und erst recht Jan Joest van Kalkar nicht.

Frei ist er — irdisch Gut beschwert ihn nicht. Und darum ist seine Hand so glücklich und sein Pinsel so be-schwingt und sein Sinn voll Heiterkeit.

Was nun? — Da blieb noch unvollendet die Händewaschung des Pilatus. Der Mächtige selbst sitzt schon auf seinem Richterstuhl — mit schwarzfliegender Bart, mit köstlichem Gut, mit pelzverbrämtem Mantel. Aber ihm ein Wappen als Zeichen der Gerichtsbarkeit: der deutsche Doppelaar ist's, wie denn Jan Joest das ganze Leben der Bilder im Gewande seiner eigenen Zeit um 1500 darbietet. Die Pharisäer — wie Kalkarer Ratsherren sehen sie aus mit ihren ernsten Trachten und ihren strengen Mienen! An ihnen hat er noch zu schaffen.

Aber — nun merkt's der Maler — seit frühmorgens arbeitet er und hat darüber das Essen vergessen. Der Hunger meldet sich. Hätte er wenigstens ein Brötchen noch vor dem Mittag.

Flink springt Jan Joest im farbenbelackten Kittel auf die Gasse hinaus. Köstlicher Duft frisch gebackenen Brotes kommt ihm entgegen. Im Laden steht Altkien, die Bäckers-frau, jung, drall, in der blendendweißen Haube. Ein knuspriges Brötchen reicht sie dem Maler auf sein Begehrt hin. Heißhunger möchte Jan gleich hineinbeißen. Aber Altkien mahnt: „Das Geld!“

Der Künstler fährt in seine Tasche, durchsucht sie — bis in die verborgensten Schutzwinkel. Leer ist sie, kein Grotten und kein Pennig zu finden.

„Ihr erhaltet das Geld, Frau“, sagt Jan und will sich entfernen. Aber Altkien, voll Mißtrauen, vertritt ihm den Weg, reicht ihm das verlockende Gebäck aus der Hand, spricht barsch: „Ohn' Geld keine War!“ Sie mag wohl denken: Maler und Beeldsjnder sind ein vergeßlich Volk.

Jan Joest ist zuerst verdukt. Solches ist ihm noch nicht begegnet. Dann entflammt sein bleiches Gesicht im Zorn.

„So, ist Euch der Maler Eures Hochaltars nicht gut für ein Brötchen?“ ruft er aus — und ist voll Entrüstung wieder draußen auf der Gasse und mit ein paar Säben in seiner Werkstatt.

Da — da sind der Kläger harte Gesichtser vor Pilatus! Da — ein Weib fehlt in der Schar!

Im Flug arbeitet der Pinsel. Eine steife weiße Kalkarer Frauenhaube blüht zwischen den dunklen Männer-trachten auf; das junge frische Gesicht darunter offenbart des Herzens Falschheit im Bild der Augen: Altkien, die un-gute Bäckersfrau, zwischen den Anklägern des Herrn! So ist sie gebrandmarkt für ewige Zeiten.

Jan Joest vollendet die Hauernreichen, farbensatten Flügelmale zur Bewunderung der Mit- und Nachwelt.

Aber da die Bilder am Altare Salvatoris prangen, ver-klagt Altkien den Maler und seht ihn der Beleidigung.

Jan Joest, ungerührt und unerschrocken, hat seine Ant-wort bereit und tut sie kund vor Richter und Schöffen und vor allen, die sie hören wollen: „Die Frau bei der Händewaschung ist des Pilatus Frau. Und so wie ich sie malte, ist sie mir im Traum erschienen.“

Da lächelt der Richter, da lächelt ganz Kallar: „Unser Jan Joest — wer kann ihm etwas anhaben?“
So steht nun um eines Brötchens willen die Bäcker-
frau Alitten für immer und ewig vor dem Richter, vor
Pilatus, der seine Hände in Unschuld wäscht — wie der
schalkhafte Jan Joest seine schlanken Malersfinger in Un-
schuld gewaschen hat.

Der Segen der Feindschaft.

Anekdote von Bernhart Kesse.

Sanitätsrat Kohrausch war der gefuchteste Arzt im
Bezirk. Grob wie Bohnenstroh, und wer zahlen konnte, der
mußte sich auf eine gefalschte Liquidation gefaßt machen.
Dafür vergab er, manchem armen Teufel die Rechnung zu
schreiben. Nur wenn ihn einer geärgert hatte, da war er
unerbittlich. Das mußte der Schuhmachermeister Jakobs
büssen, weil er ihm einmal ein Paar Stiefel zu eng gemacht
hatte. Als die Meisterin ein schweres Kindbett hatte,
brachte der Sanitätsrat sie wieder auf die Beine. Aber dem
Meister schiedte er eine Rechnung über 100 Mark ins Haus.
Der frakte sich hinterm Ohr. Die Geschäfte gingen schlecht.
Wovon sollte er zahlen? Er baute auf das gute Herz des
Doktors und legte die Rechnung in die Schublade. Aber
nach vier Wochen kam die Mahnung: zahlen oder Klage.
Der Meister eilte zum Doktor und bat um Nachsicht und Auf-
schub auf bessere Zeiten. Der fuhr ihn böse an und drohte
mit dem Gerichtsvollzieher, wenn er in drei Tagen sein
Geld nicht hätte.

Bekümmert schlug Jakobs den Heimweg ein. Unter-
wegs kam er am Garten des reichen Pfefferkorn vorüber.
Der saß beim Nachmittagskaffee, rauchte seine Zigarre und
las die Zeitung. „Ei“, dachte der Meister in seiner Not,
„ein reicher Mann, dem es so gut geht, wird lust in der
Stimmung sein, dir gegen gute Sicherheit 100 Mark zu
leihen“, und klinkte die Gartenspforte auf. Aber Pfefferkorn
war verärgert über die Störung, sprach von Grundstücken
und schickte ihn nach Hause. Während der Meister zögernd
der Gartenspforte zuschritt, plagte den Reichen die Neugier
und er fragte den Schuhmacher, wozu er denn das Darlehen
brauche? Der erzählte ihm von der drohenden Klage des
Sanitätsrats. Nun waren der Doktor und Pfefferkorn
Schwäger. Aber zwischen ihnen herrschte eine bittere
Feindschaft, wie sie nur unter Verwandten möglich ist.
„Was!“ fuhr Pfefferkorn auf, der Lump, der Kohrausch,
will euch an den Hals! Das Vergnügen will ich ihm ver-
salzen. Hier habt Ihr die 100 Mark! — Voller Freude eilte
der Meister zum Doktor und legte ihm den Hundertmark-
schein auf den Tisch. Der steckte befriedigt das Geld ein und
quittierte die Rechnung. „Seht Ihr wohl“, schmunzelte er,
„daß Ihr zahlen könnt, wenn man euch richtig anpaßt.“
„Bei mir ist das Geld nicht gewachsen“, erwiderte Jakobs,
„ich habe es mir geliehen.“ Das hielt der Doktor für Ge-
funkt, bis Jakobs ihm den Namen des Geldgebers nannte.
„Was!“ fuhr Kohrausch auf, „von dem Lump, dem Pfeffer-
korn, will ich kein Geld in meinen Händen haben. Hier,
bring's ihm zurück. Da ist die Quittung. Und nun macht,
daß Ihr weiterkommt!“

Der Schuhmacher ließ sich das nicht zweimal sagen,
strich Geld und Quittung ein und ging zu Pfefferkorn zurück.
Der aber wollte kein Geld von seinem Todfeind zurücknehmen
und händigte Jakobs den Schuldschein aus.

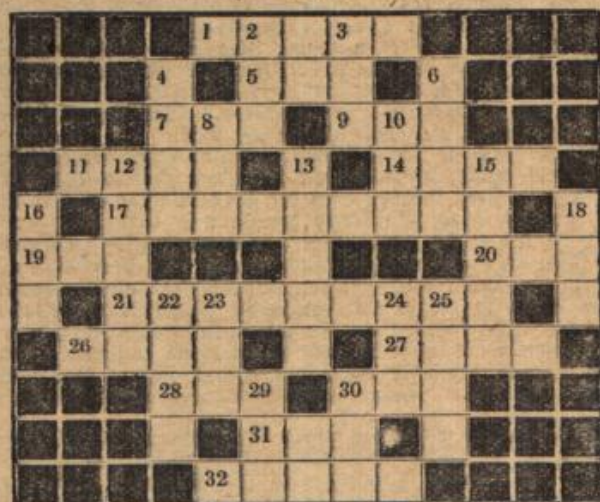
So ging unser Meister mit der Quittung und dem
Hundertmarkschein nach Hause, beglückt von dem Segen, den
ihm die Feindschaft der andern gebracht hatte.

Welt u. Wissen

„Wer ist das stärkere Geschlecht?“ fragt der französische
Arzt Dr. Leumonier in einer soeben erschienenen Abhand-
lung und antwortet zunächst mit vollkommener Sicherheit:
„Nicht die Männer!“ Die Wissenschaft verweist dieses so
lange aufrecht erhaltene Vorurteil ebenso in das Reich der
Fabel, wie es die Frau von heute tun will. Der entschei-
dende Beweis dafür, daß die Frau das stärkere Geschlecht ist,
bietet ihre größere Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten,
andere Schädigungen des Lebens und Tod. Die Natur muß
mehr Männer als Frauen hervorbringen, weil eine größere
Anzahl von Männern der Vernichtung ausgesetzt ist. „Dieses
wichtigste Beweisstück habe ich noch niemals zugunsten des
weiblichen Geschlechts ausgeführt gesehen“, schreibt der Ge-
lehrte. „Dasselbe wie beim Menschen beobachtet man auch
im Tierreich. Das männliche Tier widersteht weniger gut
als das weibliche den Schädigungen und dem Tode. Schon
vor der Geburt läßt sich diese Tatsache nachweisen. Man hat

bei verschiedenen Tieren beobachtet, daß unter günstigen Be-
dingungen die Geburtsziffer von 100 Weibchen der von
100 Männchen entsprechen kann, daß aber bei ungünstigen
Bedingungen sofort die Geburtsziffer der Männchen auf
80 oder sogar 60 herabgeht, während sie sich bei Frauen er-
hält. Schon der männliche Embryo im Mutterleibe ist mehr
gefährdet und zarter organisiert. Beim Menschen führt das
Studium der Geburtsziffer zu denselben Ergebnissen. Zwar
ist die Zahl der männlichen Neugeborenen größer als die der
weiblichen, aber die Sterblichkeit in den ersten Lebensjahren
ist bei den männlichen Kindern viel zahlreicher. So wurden
z. B. in England 104 Knaben auf 100 Mädchen geboren,
aber während des ersten Monats starben 129 Knaben im
Verhältnis zu je 100 Mädchen, während der beiden folgen-
den Monate 132 und am Ende des ersten Lebensjahrs 125.
So übertrifft das weibliche Geschlecht an Zahl das männ-
liche zu allen Zeiten. Es ist eine bekannte Tatsache, daß in
einem bestimmten Alter es mehr Witwen als Witwer gibt
und daß im Durchschnitt die Frau länger lebt als der Mann.
Von zehn Hundertjährigen sind sieben Frauen. All dies be-
weist die schwächere Konstitution des Mannes im Lebens-
kampf. Die Art des Stoffwechsels, die Abgabe von Ener-
gien ist beim Manne stärker als bei der Frau, die Bean-
spruchung seines Organismus heftiger. Er braucht sich
rascher auf, ist weniger widerstandsfähig und wird leichter
das Opfer im Daseinskampf. Im Tierreich kommt es so-
gar vor, daß das Weibchen das Männchen buchstäblich ver-
zehrt; darum bringt es die Natur in größeren Mengen her-
vor, weil nur sehr wenige am Leben bleiben. Der Mann
hat es bisher verstanden, die allgemeine Anschauung über
diese Tatsachen hinwegzutäuschen, aber jetzt müssen wir zu-
geben, daß unsere Gattinnen durchaus im Recht sind, wenn
sie so oft „die Hosen anhaben“ wollen.“

Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 1. Flußräuber. 5. Fluß in Afrika.
7. Hirtengott. 9. Afrikanischer Vogel. 11. Ein-
heimischer Vogel. 14. Naturerscheinung. 17. Gipsart.
19. Votterte - Urkunde. 20. Fürwort. 21. Gebirgs-
rücken und -paß. 26. Firster. 27. Theaterplatz. 28. Zwei-
rädriiges Fahrzeug. 30. Stimmgabel. 31. Bühnenaufzug. 32.
Erdbteil. — Senkrecht: 2. Nebenfluß der Donau. 3. Eng-
lisches Bier. 4. Edelstein. 6. Ausdruck beim Kartenspiel.
8. Papageienart. 10. Altgermanischer Sonntagswein. 12. Trink-
gefäß. 13. Vogelfläg (auch Schachfigur). 15. Zweimastiges
Schiff. 16. Zahlwort. 18. Lebensbund. 22. Landwirtschaft-
liches Gerät. 23. Wonnemonat. 24. Nebenfluß des Rheins.
25. Musikzeichen. 29. Brennstoff. 30. Göttin.

Auflösung des Silbentkreuzworträtsels in Nr. 226:
Senkrecht: 1. David. 2. Reiter. 3. Libanon. 4. Terrine.
5. Suum (cuique). 6. Elbe. 7. Dra. 10. Tonne. 11. Kamel.
12. Bahe. 13. Aeger. 15. Rahe. 16. Dauerlauf. 17. Korea.
18. Naemi. 20. Tenor. 21. Rosenstock. 23. Delila. 25. Risto.
27. Heber. 28. Rundschreiben. 29. Wisa. 31. Melasse. 32.
Weinlese. 34. Berlin. 36. Regel. 38. Kafen. 40. Salbader.
41. Halali. 42. Ente. 46. Terra. 47. Nebel. — Wage-
recht: 3. Liter. 7. Ovid. 8. Herbarium. 9. Beton. 11.
Karawane. 14. Ronne. 15. Radaune. 18. Rahe. 19. Gerte.
21. Kober. 22. Erde. 24. Marie. 26. Hefe. 28. Rundlauf. 29.
Plane. 30. Mime. 32. Weinstock. 33. Schreiber. 35. Lefe.
37. Kora. 39. Passalle. 41. Saden. 42. Engel. 43. Senje. 44.
Bafe. 45. Laterne. 48. Andernach. 49. Lira.